„Daisy? — Sie meinen meine Frau?“

So. Kinnhaken. Moralisch geschlagen. Chesterton war so großmütig, mich nicht einmal auszuzählen, er rief nach Daisy und verschwand.

Daisy kam, nicht ein bißchen anders, keine Spur, „Oh, Frank!“ sagte sie vergnügt. „Das ist hübsch! Wie geht es Ihnen?“

„Geht es Ihnen?“ Ich habe elftausend! Wir können fünfmal heiraten“, erklärte ich wütend.

„Pfui, Frank! Nein, nein, ich war so lange „Ihre Frau“, jetzt ist es so weit, jetzt zeigen Sie, was Sie allein können! Wollen Sie, Frank? Alter Freund?“

„Nun, ich mußte wohl. Ach diese Daisy“, sagte mein Freund Frank, „was ist diese Daisy für ein prächtiges Frauenzimmer! Findest Du nicht?“

„Ja, schon, aber — verzeih mir, an Deiner Stelle —“

„Nein, höre einmal, begreifst Du denn nicht? Dieser Chesterton, verstehst Du, das ist doch einfach die Firma Chesterton, Agentur! Na? Konkurrent! Ich schlage ihn natürlich, selbstverständlich tue ich das. Warte sechs Monate, dann kaufe ich seine Bude!“

„Und Daisy?“

„Daisy gehört zur Konkursmasse.“

## Heimkehr

Skizze von Joe Droysen.

Der Zufall führte sie in die Nähe ihrer Kinderheimat. Kurz entschlossen verließ sie den Schnellzug und fuhr mit der Kleinbahn jenem Städtchen zu.

Langsam ging die Fahrt durchs Land. Weiber mit Kiepen, Holzhauer und Arbeiter stiegen auf kleinen Haltestellen aus und ein. Alles geschah mit behäbiger Umständlichkeit. Fruchtbar blühte der Sommer. Der Blick nahm vom Fenster des Abteils Stationen und Menschen sozusagen nur als Staffage vor Wäldern, Aeckern und Wiesen.

Dann kam sie an und schritt auf holprigem Pflaster ins Städtchen. Genießerisch wanderte sie in winkligen Gassen zwischen Häusern, deren schlichte Linien noch aus fritzescher Zeit stammten. Darüber hochragend die Kirche. Die Nachmittagssonne brannte auf dem Rot der Ziegel. Dohlen flatterten schwarz und kreischend um alte Schießscharten. Hell blinkte eine Glocke. Der Himmel war in seinem Blau fast schmerzhaft für das Auge.

Unter diesen lodernden Farben ging das Leben des Städtchens seinen Gang. Es war Sonnabend, Straßen wurden gefegt, duftende Kuchen vom Bäcker geholt. In einer Schmiede sprühte Feuer, klang Stahl auf Stahl. Wagen rumpelten über das Pflaster. Hin und wieder sprang das Surren eines Autos zwischen die Geräusche der Kleinstadtgeschäftigkeit.

In die Gassen hinein grüßten die Wiesen. Denn so ein kleiner Ort liegt an den Wiesen wie ein Kind an der Mutter Brust.

Nun wandte sie sich jenem alten Garten und Hause zu, um derentwillen sie gekommen war. Knarrend ging das Tor in den Angeln. Die Bäume schlugen im Strudel des Laubes hoch über ihr zusammen. Sie umstanden rauschend weite Rasenflächen.

War das der Garten, den sie mit sauberen Wegen, geschnittenen Buchsbaumkanten und Blumen in gärtnerischer Gepflegtheit in der Erinnerung hatte?

Es war derselbe und dennoch ein anderer. Er bedurfte der Menschen nicht mehr, er grünte und blühte nach eigenen Gesetzen. Die Rosen mußten überschwenglich gewesen sein. Jetzt rundeten sich Hagebutten. Wie die Obstbäume einst im Frühling von Blüten überschäumten, zeigten die werdenden Früchte. Die Rabatten waren verwuchert. Doch über dem ungeschnittenen Buchs leuchteten Phlox, Goldruten und Georginen. Die Wege waren in das Grün der Rasenplätze zurückgekehrt.

Seitdem nur der alte Verwalter hier noch bisweilen nach dem Rechten sah, hatten die Tiere von dieser Wildnis Besitz ergriffen. Ein Igel lief über den Weg. Der Schleim der Schnecken klebte am Boden. Eichkätzchen lugten aus dem Blättergewirr. Und dann die Vögel. Das war ein Zwitschern, Fliegen und Huschen, so daß sich die Frau fast als unerwünschter Eindringling fühlte. — Vom nahen Kirchturm tropften die Schläge der Uhr die Zeit in dieses zeitlose glückliche Leben.

Inmitten stand das Haus.

Sie schloß auf und trat ein. Moderduft schlug ihr entgegen. Der Sonnenschein flirrte durch die Ausschnitte der Fensterläden, malte Herzen auf die Dielen, blitzte auf hochlehnigen Möbeln, auf Tassen mit zärtlichen Inschriften. Nach vielen Jahren stand sie nun wieder zwischen den aus Kinderzeit vertrauten Dingen. Doch es war nicht mehr das gleiche wie damals. — Schien sie nicht jetzt hier unter Totem das einzig Lebendige?

Sie riß die Fenster auf und stieß die Läden zurück, daß der Garten in die Stube blühte.

Bald aber sank die Sonne, draußen wurde es still. Dämmern füllte die Räume.

Vielleicht hätte sie nicht herkommen sollen. Die Vergangenheit schien sie zu erdrücken. Eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem freundlichen Getriebe des Städtchens überkam sie. So sperrte sie zu und ging wiederum in die Stadt.

In den Häusern glühten Lichter auf. Feierabendlich standen die Menschen vor den Toren.

Ob sie im Gasthaus übernachten sollte? Doch das wies sie sogleich zurück. Es galt, sich mit dem Ort der Kindheit auseinanderzusetzen, da sich das Wiedersehen aus geheimen Gründen ihrer Seele so unerwartet gestaltet hatte.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Der Kirchturm ragte zwischen die Sterne. Sein steiles Aufwärts war Kraft und Ruhe.

Mühsam tastete sie sich auf dunklen Gartenwegen zurecht. Die Luft war voll Feuchte. Die Erde duftete stark. Fledermäuse flatterten lautlos.

Dann kam der Mond. Die Zimmer erhellten sich zu fahlem Licht, in dem die Bildnisse an den Wänden aufzuwachen schienen aus langem Schlafe.

Diese Frauen mit Lockenfrisuren, diese Männer in Perücke oder Vatermörder waren ihre Vorfahren. Eine lange Reihe zog sich bis zu ihr, der Jungen.

Sie alle mußten sein, damit sie sein konnte. Das Blut jener pulste als neues Leben in ihren Adern. Vergangenheit wuchs aus dem Einst in das Jetzt, wurde voll neuen Sinnes. Ein Großes war es: Erbe zu sein der Früheren, Neugestalter ihrer Wesensfülle. —

Als sie am nächsten Morgen durch den Garten schritt, zurückzukehren in die ferne Stadt, wußte sie: Sie war wie ein Baum verwurzelt in den Boden dieser Heimat.

## Offenbarung

Wie sich der blaue Himmel seidig spannt
Ueber das grünende, blühende Land!

Mein Blick vertieft sich in das weite Rund,
Es wird mir eine Offenbarung kund.

Von Gottes unermeßlich großer Macht
Und seiner Liebe, die sich das erdacht.

Frieda Callier.

## Idylle in Tamsel

Historische Skizze von Otto R. Gervais.

Die Augusthitze brütete auf den Feldern und Wiesen des Warthebruchs. Vom Dorf Tamsel herüber erschallen die Vesperglocken, zur „Insel der Kalypso“, dem Schloß des Obersten von Wreech. Auf der Terrasse mit Götterbildern sitzt eine lustige Jagdgesellschaft aus Küstrin, die der Gutsherr zum Entenschießen einlud. Man amüsiert sich über den Kronprinzen Friedrich, der nichts erlegt hat. Doch dieser achtet nicht auf Scherze und Späße der Gäste. Für ihn ist nur eine da: Eleonore von Wreech, die schöne dreiundzwanzigjährige Gattin des Schloßherrn.

Er wurde ihr vorgestellt, war vom ersten Augenblick ihrer Begegnung bezaubert. Wie im Rausch nur ist er mit den anderen zur Jagd gegangen. So war es kein Wunder, wenn er „oft gefehlet und nichts geschossen“ hat.

Man wandelt zu zweit durch den Park, durch die auf holländische Weise verschnittenen Alleen an den Hecken von Flieder-, Jasmin- und Rosenbüschen entlang, blickt auf den Fluß mit den herrlichen Spiegeln, den leuchtenden Segeln, o, der Spätsommer des Jahres 1731 ist wundervoll . . .

Friedrich hat zum erstenmal seine Seele an eine Frau verloren, die neben ihm steht, die auf das Land schaut, vom mächtigen, norddeutschen Himmel überwölbt, die er in ihrer blonden, fraulichen Herrlichkeit begehrt, wie er nie etwas begehrte. Er wagt seine Empfindungen nicht auszusprechen, atmet nur den Duft ihrer Gegenwart, die ihn verwirrt, ihn dummes, kindisches Zeug schwätzen läßt, weil sein Gehirn vom brausenden Blut überwallt ist. Sie hört ihm lächelnd zu, schenkt ihm Worte des Mitleids um seine freudlose Jugend, bedauernde Mienen, bewundertes Lauschen. Wieviel Vertrauen strömt aus dem Prinzen! Wieviel tönende Luft, wenn er in ihren Augen sieht, daß sie an seinem Plaudern Gefallen findet . .

Seine Ausritte, die er von der Festung Küstrin unternimmt, führen ihn immer wieder zur „Insel der Kalypso“, wie er Tamsel taufte. Er naht sich der „Meisterschöpfung des Himmels“ mit vielfältigem Entschuldigen für seine Besuche. Die Gattin des Schloßherrn fängt seine Blicke auf, die sie umschmachten, sie spürt seine Wünsche, sie ehrt das tiefe Sehnen, das ihn zu ihr treibt. Sie weiß jetzt, was Friedrich in Tamsel sucht. Kaum gelingt es ihm noch, seine Gefühle zu verbergen. Er sucht ein Alleinsein mit ihr, und sie gewährt es großmütig dem „Pagen“. Amüsiert sieht der Oberst, ihr Gatte, wie Friedrich versucht, seiner jungen Frau den Hof zu machen. In vorgerückter Stunde, beim Wein, inmitten der Familie empfängt der Kronprinz den Kuß seiner „Cousine“, denn er hat es fertig gebracht, auf Grund gründlicher genealogischer Untersuchungen zu beweisen, daß Eleonore seine Verwandte sei.

Er macht Gedichte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Seine Neigung ist in tiefe Leidenschaft übergegangen. Mit Anmut und Grazie nimmt Frau von Wreech seine Liebeserklärung auf. Er überschüttet sie mit Briefen, besingt ihre Schönheit, preist ihren „teint de lis et de roses“, gebärdet sich als hingerissener, launenhaft schmollender Cherubim. Und fast unartig klingen oft seine ungedämmten Ergüsse. Doch die Frau, die Friedrich an Feinheit des Geistes überlegen ist weiß ihn durch kleine Strafen zu erziehen. Sie schweigt auf seine Briefe, bis er Abbitte leistet, artig zu sein verspricht und erklärt, sie nicht mehr quälen zu wollen.

Er legt sich mehr Zurückhaltung auf, aber er entschädigt sich in Küstrin durch andere Abenteuer, die Frau von Wreech nicht sympathisch berühren. Sie wird kühler gegen ihn, antwortet auf seine Briefe konventionell; man vermutet ein Einschreiten des Obersten, der den oft peinlichen Situationen ein Ende bereiten möchte. Er sieht, wie Friedrich seine Frau mit Blicken verschlingt, jede Gelegenheit wahrnimmt, mit ihr allein zu sein, wie er bei flüchtiger Berührung unruhig wird, wie große Ueberwindung es ihn kostet, sich nur als Freund in seinem Hause zu bewegen.

Friedrich muß Küstrin verlassen, um eine ungeliebte Prinzessin auf Befehl des Vaters zu heiraten. Und er sendet der Angebeteten sein Bild und fragt sie in dem Begleitbrief, ob es ihr genüge; „das Original steht ganz zu ihrer Verfügung“, was jedoch die Kopie anbelange, so glaube er, daß ihr die kleinste Miniatur das liebste sein wird, „denn ein kleines Uebel ist einem großen vorzuziehen“. Scherzend antwortet sie, daß ihr von ihm auch das kleinste Bild genüge, um sich seiner stets zu erinnern. Bitterlich klagt sein Brief um das Los seiner Liebe. Ein Sonett, das Theodor Fontane ins Deutsche übertragen hat, mag Zeugnis seiner Abschiedsstimmung sein:

Doch halt, o Lied, verrate nicht zu viel —
Verberge lieber hinter heiterm Spiel
Den Schmerz des Abschieds und des Herzens
Wunde,
Verhülle deiner Wünsche liebstes Ziel —
Verschweige, daß nur eine dir gefiel,
Um die du sterben möchtest jede Stunde.

Später sah Friedrich in Rheinsberg und als junger König seine Göttin wieder. Doch da jagte der Gott bereits anderen Gefilden zu. Die Freundschaft mit bedeutenden Männern des Jahrhunderts ließ ihn die Liebe vergessen. Seine Leidenschaften waren überwunden und hatten sich im Philosophen von Sanssouci zu der wundervollen Einheit des Königs, Menschen und Mannes geklärt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 24 Samstag, 15. Juni 1929

## Der Mann aus Australien

Skizze von Walter Anatole Persich.

Kapitän Hundertmark wischte sich nach meiner Frage bedächtig mit dem Handrücken den Bart, sah mit ein wenig spöttisch an und erzählte mir endlich die Geschichte von dem Steuermann aus Australien, wie ich sie hier wiederzugeben versuche.

Sonnabends war der Himmel blank. So gegen Sonnenuntergang, wenn es etwas auffrischt, holen wir uns alle eine Pütz Wasser, stellen uns, luftig wie Adam, aufs Deck und schrubben uns das bißchen Dreck runter, das man auch auf einer blitzsauberen Bark ohne Qualm und Maschinenschmiere noch kriegt. Mit Süßwasser muß nämlich auf einem Segler gespart werden, darum kann man sich den Luxus nur alle Woche einmal erlauben und muß daher noch die Hemden im Wasser ausspülen.

Wie wir da so stehen, sagt Bartels zu mir: „Frederik“, sagt er, „ist Dir schon aufgefallen, daß der Steuermann, der van Eck, 'n Dreckpudel ist?“

Das stimmte, Deubel auch! Nicht einmal auf der langen Fahrt von Altona, wo er angeheuert wurde, bis zum Stillen Ozean hatte er sich abgeschrubbt. Wir reden gerade hin und her, da taucht der breite Kerl mit der Mähne unter der schiefen Mütze vom Vorderdeck her auf, geht schwer mit seinem Wassereimer an uns vorbei und geradeaus in die lütte Kombüse, die auf jedem Schiff dem Leichtmatrosen wie dem Käpp'n zu gleichen Teilen gehört . . . Na da sind wir denn still und schrubben nur weiter. Mit dem Kerl ist nicht gut Kirschen essen, das hatten wir schon nach zwei Tagen rausgehabt, als der Deckjunge mit gekrümmtem Buckel umherlief, so hatte der Steuermann ihn für 'ne Dreistigkeit verwalkt . . .

Sonntag. Die See ist harmlos, wir laufen mit drei, vier Knoten Fahrt immer so eben hin. Nach der Messe sagt der Käp'n: „Ha, Jungs, denn macht Euch man heute son büschen Gemütlichkeit, holt das Zimmermannsklavier (Handharmonika) raus. Zwei Kessel Süßwasser spendier ich für'n steifen Grog . . .“

Ist das'n Halloh! Da wird denn gesungen „Nach der Heimat möcht ich wieder“ und „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins . . .“, all das Zeug, das son seefahrtiger Fahrensmann plärrt, wenn er länger als eine Woche nur Planken unter den Füßen hat. Gegen Abend gibt der „Breite“, so heißt van Eck bei uns, mir das Steuer und trinkt zwei Wachen lang mit dem Alten einen nach dem anderen. Ich liege schon fest schlafend in der Koje, da weckt mich ein gehöriger Puff: „Halloh, Frederik“, hör ich Bartels sagen.

„Was gibts, laß mich doch schlafen . . .“

„Mensch“, sagt er, „hör zu! Ich steh Wache, da kommt der Breite an mir vorüber, sternhagelvoll, brüllt ein krauses australisches Zeug, wankt etwas und steuert backbords in die Koje. Und dabei zieht er immer den linken Fuß so komisch nach, so . . .“ und Bartels geht im Zwielicht hin und her und erklärt mir die Sache.

An Bord einer Bark gibt es wenig Sensationen. Die nächsten Tage kennt kein Matrose ein anderes Gespräch als das über den nachschleifenden Fuß des Breiten. Wildeste Vermutungen tauchen auf. Endlich hat der Deckslunge den Rand nicht gehalten und mit dem Koch gequatscht, mit „Nuckelkopp“, wie dessen Spitzname lautet. Der Jung kommt geheimnisvoll in unsere Runde und brüllt: „Wißt Ihr, was Nuckel sagt? Der Breite . . .“

Ein Hieb in den Rücken bringt ihn zur Besinnung, er berichtet flüsternd weiter. Der Koch habe einmal an Land in einer französischen Kolonie einen Trupp Sträflinge gesehen. Alle trugen eine Kette um den linken Fuß geschmiedet und daran eine etwa 5 Kilo schwere Eisenkugel. Niemand kann mit diesem Hindernis flüchten. Als der Junge ihm die Bewegungen, das schleifende Aufheben des Fußes, vorführte, mußte sich Nuckel an das grauenhafte Bild erinnern . . .

Zwei unserer Matrosen sind Dänen. Einer von ihnen hat Deckswache bei unserer Baderei am kommenden Sonnabend, will nach jener kleinen Kombüse die Lampen bringen, die von innen in eine verglaste Vertiefung gestellt werden. Niemand denkt daran, daß vor zwanzig Minuten der Breite mit seinem Eimer hineingegangen ist. Der Däne reißt die Tür auf und der Strahl der Lampe fällt gerade auf die Brust des Steuermanns: ein kreisrundes rostbraunes Mal in der Größe einer Faust taucht auf, zwei verschlungene Buchstaben und eine Nummer — ich weiß es noch wie heute: 1757 war es. Im selben Augenblick trifft den Dänen ein Schlag vor die Stirn, er taumelt, Bartels springt schnell genug hinzu, sonst würde die Lampe auf den geteerten Bohlen Feuer geben. So steht der Breite, umringt von allen Matrosen, in der offenen Tür, der Däne hält noch ein Licht, Bartels das andere und der Landsmann des Angegriffenen starrt gerade vor dem Steuermann auf dessen rotes Mal: 1757. Uns fällt auch ein roter Hautreif um den linken Fuß in Höhe des Knöchels auf. Der Koch ist von dem Tumult aus der Kombüse aufgeschreckt, drängt sich vorwitzig heran . . . und schreit mit seiner spitzen Stimme: „Hab ichs nicht gesagt! Ein Sträfling ist er, ich weiß auch, daß die Australier dieses Zeichen den Leuten auf den Leib brennen . . .“, klapp, liegt er am Boden, ein schwerer Körper setzt zum Sprung an, der Breite überrennt noch zwei Leute . . . macht eine kleine Wendung und saust über die Reeling mit einem weiten Satz ins Meer. Es dauert Minuten, bis der Bootsjunge „Mann über Bord“ brüllt, vier Leute stehen am Boot, schon ist der Schatten des Steuermanns in der Dunkelheit und Entfernung nicht mehr auf dem Wasser zu sehen — endlich sitzen wir an den Riemen. Der Rothaarige hält die Laterne weit von sich, irgendwo im Kegel taucht ein Kopf auf, verschwindet . . .

Das Letzte, was wir hören, ist ein dumpfer, fast tierischer Aufschrei. Der Silhouette nach ist es ein Haifisch, der den Geflüchteten anfällt. Wir finden ihn nicht . . .“

Kapitän Hundertmark schweigt lange. Die Sonnenkringel zeichnen wundervolle Reliefs auf den Tisch, tauchen Flammen in das Gelb des Weins, und vor uns summt eine kleine Fliege.

„Deshalb,“ kommt es nach langer Zeit von jenseits des Tisches, „meine ich: wir verdanken alles einem anderen, und der andere ist nicht immer gut daran, wenn es uns besser geht. Damals mußte ich meinen ersten Steuermannsdienst übernehmen, und dabei kam ich auf die Idee, das Examen möglichst flott abzumachen nach der Rückkehr. Sonst wär' ich vielleicht heut noch nicht Käpp'n. Aber ich wollte, wir könnten noch einmal. Bartels und ich mit dem Breiten auf der Bark im Stillen Ozean segeln und ich wüßte, was los wär. So hätte er nicht dran zu glauben brauchen . . .“

## Eilgüterzug 714

Skizze von Otto König.

Der Lokomotivführer Ferney stand im Dienstzimmer des Betriebsamtes Creil, und drehte verlegen die Mütze in den Händen: „Wenn es irgend geht, Herr Inspektor, dann bitte ich Sie, mir einen anderen Heizer zu geben. Ich möchte nicht mehr mit Courteois fahren.“

Der Inspektor sah erstaunt hoch: „Warum denn das? Sie fahren doch schon seit Jahren zusammen.“ — „Ich weiß nicht recht, wie ich es erklären soll, Herr Inspektor. Ich mag ich kann nicht mehr mit ihm fahren. Ich habe Angst, wenn er neben mir auf der Maschine arbeitet.“

Der Vorgesetzte begann zu verstehen: „Sie haben also Streit mit ihm gehabt? Persönliche Angelegenheiten natürlich, und der Dienst muß darunter leiden!“ — „Herr Inspektor, würden Sie es ruhig mit ansehen, wenn Ihr Kamerad Ihnen Ihr Mädchen abspenstig machen wollte?“ Der Inspektor schnitt dem Lokomotivführer jede weitere Erklärung ab und zog die Diensteinteilung zu Rate: „Heute müssen Sie noch einmal den Eilgüterzug 714 mit Courteois zusammen fahren. Morgen lasse ich ihn ablösen.“ —

Kilometer um Kilometer fraß sich der Eilgüterzug in die Nacht hinein. Der Zugführer ordnete seine Papiere, denn weit im Norden verriet der erleuchtete Himmel das nahe Lille, das Endziel des Zuges. Da warf ihn plötzlich ein harter Stoß in den Wagen hinein, die Bremsen kreischten, die Räder schleiften über die Gleise, und der Zug stand.

Sekunden später hatte der Zugführer nach der Maschine vor: „Was ist geschehen?“ Mit verzerrtem Gesicht kletterte der Heizer Courteois aus dem Führerstand. Seine Stimme zitterte: „Ferney ist von der Maschine gefallen!“

Dreißaternen glitten suchend am Zuge entlang. Hundert Meter hinter der Maschine lag die Leiche des Lokomotivführers auf dem Gesicht. Am Hinterkopf klebte das Haar über einer tiefen Wunde. Dem Heizer schlugen die Zähne fröstelnd zusammen, als er mit dem Zugführer und einem Bremser den Toten in den Gepäckwagen lud. „Fahr' den Zug nach Lille hinein!“ befahl ihm der Zugführer. „Wir beide steigen mit auf die Maschine.“ Das Mißtrauen sprach aus seinen unfreundlichen Worten. —

„Erzählen Sie genau, wie sich alles zugetragen hat, Courteois!“ Der Polizeikommissar auf dem Liller Bahnhof sah den Heizer vor ihm forschend an. „Ich war gerade auf den Tender gestiegen, um Kohlen nach vor zu schaufeln. Ferney sah vom Eingang zum Führerstand aus auf die Gleise hinaus. Ich kehrte ihm den Rücken. Da hörte ich einen Aufschrei, fuhr herum, sah Ferney in die Knie brechen. Einen Augenblick griffen seine Hände nach der Schutzkette, dann fiel er auf den Bahnkörper. Ich stürzte in den Führerstand, gab Gegendampf und zog die Bremsen. Mehr weiß ich nicht.“ — „Warum lag Ihr Kohlenhammer im Führerstand?“ Die Frage klang hart und schneidend. „Mein Hammer im Führerstand? Davon weiß ich nichts.“ — „Sagen Sie die Wahrheit, Courteois. Der Zugführer und der Bremser haben bezeugt, daß Ihr Kohlenhammer nicht der Vorschrift entsprechend auf dem Tender, sondern auf der Plattform des Führerstandes lag. Was hatte er dort zu suchen?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Dann will ich es Ihnen sagen: Mit dem Hammer haben Sie den Lokomotivführer Ferney erschlagen. Sie sind verhaftet.“

Ueber dem Sitzungssaal des Liller Schwurgerichts lag eisiges Schweigen. Dann schritt die Stimme des Staatsanwalts peitschend durch die Stille: „Meine Herren Geschworenen, ich fasse die Ereignisse der Mordnacht, wie sie sich zugetragen haben müssen, nochmals kurz zusammen. Der Heizer Courteois steht mit dem Lokomotivführer Ferney, seinem Feind, auf dem Führerstand. Es ist Nacht. Ferney beugt sich aus der Maschine hinaus. Mit tödlichem Haß betrachtet Courteois den Glücklichen, der ihn in der Gunst eines Mädchens ausgestochen hat. Die Eifersucht treibt ihm das Blut in den Kopf. Alles hat er versucht, um dem anderen das Mädchen abspenstig zu machen. Haben wir nicht selbst dieses Mädchen als Zeugin gehört? Hat es nicht gesagt, es würde Courteois sein Jawort gegeben haben, wenn nicht eben Ferney gewesen wäre, den es doch noch etwas lieber

hatte. „Wenn er weg ist, nimmt sie mich!“ Der Gedanke hat sich in Courteois' Hirn gekrallt und läßt ihm keine Ruhe. Und nun steht dort der Feind und wendet ihm den Rücken zu. Der Kohlenhammer liegt dem Heizer vor den Füßen. Er lockt: „Pack mich! Schlag zu!“ Und plötzlich reißt der Heizer den Hammer hoch und zerschmettert seinem Feind den Schädel. Sie haben die Herren Sachverständigen gehört: Ein harter Gegenstand, mit äußerster Kraft geführt, hat den Hinterkopf des Toten mit einer Ecke getroffen und eine scharfgezeichnete dreieckige Wunde hinterlassen. Kein anderer ähnlicher Gegenstand befand sich auf der Maschine. Courteois hat den tödlichen Streich geführt. Und nun stürzt er an die Hebel, bringt den Zug auf hundert Meter zum Stehen, um die Erzählung vom sofort bemerkten Unglück glaubhaft zu machen. Dabei vergißt er, den Hammer auf den Tender zu werfen, und nun liegt die Mordwaffe im Führerstand und schreit: „Du bist der Mörder!“ Die Hand des Staatsanwalts schlug hart auf das Pult. Dann fuhr sein Finger scharf durch die Luft: „Er ist der Mörder!“

Atemlose Stille lastete auf allen. Da krallte der Mann zwischen den beiden Gendarmen die Finger in das Geländer der Anklagebank und brüllte in den Saal hinaus: „Ich habe ihn nicht ermordet!“

Der Staatsanwalt fuhr lässig mit der Hand durch die Luft, als wische er eine Fliege von seinen Papieren: „Der Angeklagte hat bei seiner ersten Vernehmung keine Erklärung für die vorschriftswidrige Lage des Kohlenhammers geben können. Heute, nachdem er wochenlang Zeit hatte, um eine Ausrede zu ersinnen, erzählt er uns, ein Gegenzug habe ihm schon einmal ein Stück Kohle aus dem anderen Tender auf den Hammerstiel geworfen und den Hammer auf die Gleise geschleudert. In der Mordnacht sei nur einige Sekunden vor Ferneys Tod ein Gegenzug aufgetaucht, und er habe deshalb den Hammer rasch von den Kohlen heruntergenommen und auf die Plattform gelegt. Wir haben freilich von einem Herrn Sachverständigen gehört, daß ein Schnellzug den Güterzug 714 fast unmittelbar neben der Mordstelle gekreuzt haben muß, doch die Geschichte vom Kohlenhammer wurde als unglaubhaft bezeichnet. Ich erkläre die Schilderung des Angeklagten für erlogen. Ihr Wahrspruch meine Herren Geschworenen, kann deshalb nur lauten: Schuldig!“

Eine halbe Stunde später sprach der Vorsitzende das Urteil: „Der Angeklagte wird des Mordes unter Zubilligung mildernder Umstände schuldig befunden und zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.“ Die Gendarmen schleiften einen halb Wahnsinnigen aus dem Saal.

Doch die Kameraden des Heizers glaubten nicht an seine Schuld. Sie sammelten Geld und ließen einen bekannten Detektiv aus der Hauptstadt kommen.

Einige Tage später brachten die Zeitungen die Sensationsmeldung: „Die Unschuld des verurteilten Heizers Courteois ist erwiesen. Der Detektiv S... hat auf dem Bahnkörper in nächster Nähe der Unfallstelle Glasscherben gefunden, an denen noch Haare hingen. Die Scherben stammten von einer viereckigen Likörflasche. Detektiv S... konnte feststellen, daß eine ähnliche Flasche am Abend zwei Stunden vor Eintreffen des Eilgüterzuges 714 von einem nach Südfrankreich in Urlaub fahrenden Infanteristen in einer Wirtschaft am Liller Bahnhof gekauft worden war. Die Ermittlung des fraglichen Soldaten bereitete keine Schwierigkeit. Er hat gestanden, die leere Flasche zwanzig Minuten nach der Abfahrt aus Lille aus dem Fenster geworfen zu haben. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß diese Flasche den Tod des Lokomotivführers Fernen verschuldet hat. Courteois Verteidiger hat Revision eingelegt.“

—⊡—

## Das Fernglas

Skizze von W. Emil Schröder.

Im Kurhotel saß man plaudernd auf der Terrasse, ließ sich die morgendliche Maisonne wohlig über den Nacken rieseln. Alles rückte die Stühle, als der Omnibus des Hotels um die Straßenecke bog und mit kurzem Kreischen der Räder vor der Freitreppe hielt.

Traute Ifenstein bog neugierig den schmalen Kopf mit dem nachtdunklen Haar über das Holzgitter der Terrasse und musterte die Ankömmlinge. Drei Damen und fünf Herren stiegen bedächtig die Freitreppe herauf und ließen die Blicke kritisch zunächst über das Aeußere des Hotels schweifen, die Damen verglichen sodann untereinander Hüte und Kleidung. Nur ein junger Mensch wandte den Blick rückwärts und maß ehrfürchtig die Grate der hohen Tauern, über denen warme Sonne und kalte Himmelsbläue standen.

Der Ellbogen Trautes zuckte gegen den Arm ihres Nachbarn: „Der gefällt mir, Professor!“

Professor Frobeck nickte: „Ein offenes, sympathisches Gesicht. — Doch — was gefällt Ihnen wohl hier nicht, Fräulein Ifenstein?“

Sie spürte den leichten Stich, nagte an der Unterlippe, dann, ablenkend: „Wir werden ihn ja heute abend kennen lernen. Table d'hote oder — Fremdenbuch.“

Und sie lernte ihn kennen. Erwin Krogelin stand im siebenten Semester, studierte Naturgeschichte und, mit seinen eigenen Worten, „was so drum und dran hängt.“ Bald fühlte Traute, daß hinter diesem offenen Gesicht ein rastloser Fleiß hockte, ein Gebensernst, der sich jeden Genuß erst erarbeitete. Das war ein schroffer Widerspruch zu ihrem tänzelnden Wesen, ein Widerspruch, der zum Angriff reizte. Und sie gab Erwin Krogelin unverkennbar den Vorzug vor den vielen, vielen jungen Männern, die sie umschwärmten. Aber wer sie kannte, fühlte in den Augenwinkeln das leise mitleidige Zucken: „Laßt mich doch ein wenig spielen — nur spielen, mehr nicht!“

Professor Frobeck sah mit heimendem Groll das herzlose Spiel. Dieses ernste, unverdorbene Jungengesicht hatte es ihm angetan. Er dachte mit Wehmut an den eigenen Sohn, der auf dem Schlachtfelde geblieben — und in dem Alten war etwas Väterliches, das schützen und fördern wollte.

Und plötzlich entbrannte es wie ein stummer Kampf zwischen ihm und Traute. Sie war ein zierlicher Polyp, dessen Augen bannten, dessen unabsichtlich hingeworfene Worte mit tausend unsichtbaren Saugnäpfchen überperlt waren, die ihr Opfer immer fester an sich preßten. Krogelin fühlte sich machtlos. Bewußt: er hatte sich die Reise abgedarbt, diese Fahrt ins schöne Tiroler Land, die ihm Erholungs- und Studienreise zugleich sein sollte. Aber sobald Traute bat, schwanden alle guten Vorsätze, nun doch endlich diese oder jene Wanderung zu unternehmen, wie verrinnendes Wasser.

Zehn Tage mochten so verflossen sein, man sah sich kaum noch flüchtig bei der gemeinsamen Tafel. Professor Frobeck war etwas einsilbig geworden und machte regelmäßig seine Wanderungen, auch Traute Ifenstein mied ihn geflissentlich. Es lag etwas Vorwurfsvolles in seinem Blick.

Am späten Nachmittag kehrte Frobeck von einer zweitägigen Wanderung durch die Kitzbüheler Alpen zurück. Redlich müde legte er sich nieder. Aber über ihm schritt jemand ruhelos hin und her, das verscheuchte jeden Schlaf.

Da sollte doch —

Er klopfte an die Zimmertür des Ruhestörers. Leise rief jemand „Herein“! Und dann erschrocken: „Sie, Herr Professor?“

Frobeck blieb zögernd stehen: „Wie Sie sehen — ich bins, Herr Krogelin. Eigentlich wollte ich Ihnen einen kleinen Schnauzer geben, weil mir Ihr Parademarsch die Ruhe verjagt. Aber wenn ich in Ihr noch müderes und verquältes Gesicht schaue, ist mein Kummer schon kleiner. Wo fehlt es denn?“

Krogelin rang nach Atem, das Sprechen fiel ihm schwer. „Ich muß morgen reisen, Herr Professor.“

„So — so. Müssen?“ Er sah die gesenkten Augenlider Krogelins und wußte, warum. „Ich dachte, es wäre Liebesleid. Aber wenn es nur das Geld ist — da könnte Ihnen wohl geholfen werden!“

Schamröte übergoß das junge Gesicht, kleine Funken sprühten in den Augen: „Ich darf kein Geld von Ihnen annehmen.“

„Das verstehe ich, junger Freund. Aber dann nehmen Sie etwas an, was Sie zu nichts verpflichtet, einen guten, freundschaftlichen Rat: Seien Sie morgen den ganzen Tag über mein Gast, und machen Sie mit mir eine Bergwanderung. Versprechen Sie es mir?“

„Ich — verspreche es — Ihnen. Wann brechen wir auf, Herr Professor?“

„Nun, sagen wir — um sieben! Aber lassen Sie um Himmelswillen dies förmliche „Herr Professor!“ Hier sind wir beide dem Bannkreis der alma mater entronnen.“

Als die Tür sich hinter Frobeck geschlossen hatte, starrte Erwin noch lange auf den gleichen Fleck. Ihm war, als sei eine freundliche Erscheinung in Nichts zerflossen. Hastiges Klopfen an der Tür riß ihn aus dem Grübeln. Traute stand vor ihm, ungnädig: „Wie lange muß ich denn hier pochen? Ich denke, wir wollten heute abend den Abschiedswalzer tanzen?“

Er schüttelte den Kopf: „Ich bleibe bis übermorgen. Aber tanzen — kann ich heute nicht.“

„An meiner Gesellschaft ist dir wohl nicht mehr viel gelegen?“ Sie übersah absichtlich seinen flehenden Blick. „Dann werde ich Herrn Caspari zum Tanz bitten.“

Krogelin ballte die Fäuste — Traute war schon verschwunden. Wie er diesen aaiglatten Caspari haßte! Längst war ihm der Mensch zuwider. Wie der Traute umschlich — ekelhaft! Er warf zornig den Schuh, den er eben anziehen wollte, mit einem Fluch gegen die Decke. —

„Nun, war das nicht eine prächtige Wanderung, liebr Freund?“

Erwin reichte Frobeck die Hand: „Ich danke Ihnen!“ Das klang so warm, so echt. „Jetzt sehe ich erst, was ich ein Dutzend Tage lang versäumt.“

Frobeck lachte: „Ganz geheilt sind Sie doch noch nicht. Aber das kommt noch! Ich habe nichts gegen Liebe auf den ersten Blick einzuwenden — manchmal ists nicht gut, daß die Menschen lange zackerieren und sich das Leben schwer machen. Ich kenne jedoch das Leben ein wenig länger als Sie. Wenn mein Sohn noch lebte . . .“ Seine Brust hob sich schwer, feuchter Glanz stieg in seine Augen. Um sich nicht zu verraten, blickte er durch das Fernglas: „Wie nahe alles erscheint! Als ob eine starke Hand unseren Kurort bis vor unsere Augen gehoben hätte — jede Einzelheit ist sichtbar. Dort geht der lange Leppke mit seiner rundlichen Ehehälfte — und dort — doch Sie können ja selber schauen, wie da alles im Kurgarten daherwandelt. Törichte Menschen! Das Vergnügen kann man in jedem Stadtpark haben —“

Erwin hob das Glas suchend an die Augen. Aufmerksam beobachtete ihn Frobeck. Jetzt krampften sich Erwins Hände noch fester um das Glas. Frobeck wandte sich gleichgültig ab. Er wußte, was sein Begleiter da unten im Kurgarten erspähte: Traute Ifenstein und Herr Caspari saßen in der kleinen Laube im äußersten Gartenwinkel, und das Glas war so scharf, daß man sogar den Arm erkennen konnte, den Herr Caspari um Trautе schlang.

Krogelins Hand zitterte leicht, als er das Glas zurück gab. „Ein ausgezeichnetes Glas! Vortrefflich! Ein deutsches Fabrikat, nicht? Im übrigen — ich habe mir die Sache überlegt — wenn ich mein Schlußexamen bestanden habe — und die Privatdozentenstelle für Paläographie bei Ihnen noch frei ist, Herr Professor —“

Der legte ihm eine Hand auf die Schulter und schaute ihm in die Augen: „Die sollen Sie haben. Mein Vorschlag gilt soviel wie die Wahl. Und Sie sollen bei mir daheim sein wie ein Sohn.“

—⊡—

## Die Angst vorm Zahnarzt

Skizze von Richard Euringer.

Dieser Zahnarzt Schwattkopp kam von der Klinik mit der etwas überheblichen Sachlichkeit junger Leute. Er tat ungläubig, wenn ein Kassenpatient über Schmerzen klagte, dachte an die Taxe, wenn er seine Spritze machte. Damen gegenüber kokettierte er ein wenig mit den neuesten Errungenschaften der Berufstechnik, zeigte sich mit Röntgeneinrichtung, Quarzlampe, Instrumentarium und Sedativen auf dem laufenden und behandelte schonend. Sie bestätigten ihm anerkennend, daß er ihnen nicht weh getan, und empfahlen ihn bänglichen Freundinnen.

Schwattkopps Praxis führte sich ein. Wie zum Haar- oder Hautkünstler in den Schönheitssalon ging man zu diesem jungen Mann, vor dem tapfer zu sein oder schrecklich Angst zu haben nicht ohne Reiz war.

Schwattkopp kam auf den Geschmack. Während er dies Theater schmeichelhafter kleiner Eitelkeiten und empfindungsvoller Schwächen als galante Abwechslung im geschäftlichen Einerlei des Achtstundentages genoß, bot sich ihm ein Dissertationsthema, seinen Doktor med. dent. zu bauen, ohne sich mit Bücherweisheit allzu grämlich zu belasten. Er begann Erfahrungstatsachen zu sammeln, die spezifische Schmerzempfindlichkeit gewisser Typen von Patienten unter den verschiedenen zahnärztlichen Funktionen in ein System zu bringen. Wenn er fortan ein Nervenendchen fischte oder ans Zahnbein bohrte, mit der kalten oder warmen Spritze den Defekt ergründete, Kokain oder Chloräthyl anwandte, stellte er seine Fragen eindringlich, mit verantwortlichem Ernst: „Tut das weh? — Wie tut das weh? — Können Sie mir den Schmerz beschreiben?“

Auch jetzt erwies sich als lehrreichstes Material eine Reihe seiner Damen. Ganze Tagebücher voll ihrer zarten Sensationen stellten sie dem jungen Forscher zur Verfügung, während sich die tapferen Trainierten ehrgeizigen Proben unterwarfen, kleinen Martern, die sie freiwillig zu bestehen sich erboten. Dann betäubte er nicht einmal mehr, sondern tastete die Grenzen der Erträglichkeit mit sehr feinen Häkchen ab, studierte die Reflexerscheinungen, fand das Gebiet ungeheuer, so voraussetzungsbedingt und weitführend, daß er rasch Schluß machte, seine Sache zu Papier brachte, die Druckkosten beglich und das ehrende Diplom, das nicht ausblieb, rahmen ließ und ins Wartezimmer hängte.

Fortan interessierte ihn weniger, was geweckte Leserinnen der gelehrten Schrift, die da unter Journalen auslag, etwa nachzutragen hatten, ja es machte ihn nervös, wenn das abgegraste Thema immer wieder aufs Tapet kam. Die Sucht, sich interessant zu machen, gar nichts weiter las er daraus, und zuweilen, wenn ihm jemand wehleidig wurde, konnte er grob sein. In Erinnerung an die sprichwörtliche Derbheit irgend eines Hochschullehrers nahm er dann dessen Ton an, drohte sofort mit der Ampulle, wenn der Patient nur piepste; oder er bedauerte: „Ja, ich weiß“, „ja, das wird wohl weh tun“, „nur noch eine Kleinigkeit; gleich sind wir fertig“.

Je mehr es ihm gelang, weitschweifige Schmerzerklärungen seiner Opfer zu verdrängen, desto deutlicher spürte er jede Reaktion voraus, dies Verkrampfen der Finger, der Augenbrauen, dieses unterdrückte Zucken, das sich unwillkürlich einstellte, wenn die Prozedur diesen oder jenen Punkt erreichte. Damit rechnete er, wenn er den Bohrer ansetzte oder die Sonde führte. Ehe der ängstliche Patient unter seinen Händen hochging oder ihm in den Arm fiel, sagte ihm die Erfahrung schon, was geschehen werde. Ehe er an den Nerv rührte, sagte sein eigener Nerv die verursachte Empfindung als Erfahrungstatsache voraus. Manchmal bog er dann ab, machte eine Einlage, schickte Leute wieder weg, die gern fertig geworden wären und erholte sich an oberflächlicheren Fällen.

In diesem vierten und fünften Jahre, als sich im sturen Kassenbetrieb einer breiteren Praxis Unannehmlichkeiten häuften, und das ständige Spionieren seine Augen anstrengte, merkte Schwattkopp, daß ihm jedesmal zu warm wurde, wenn er Schmerzieren vornahm. Dann stieg ihm das Blut in die Schläfen; er schwitzte sich feucht. Er mußte die Tür anlehnen oder einen Augenblick um Entschuldigung bitten. Das war die Angst. Die Angst vor der Angst des Patienten.

„Aber es tut ja gar nicht weh,“ sagten die Patienten.

„Nein, es kann auch gar nicht weh tun,“ sagte Doktor Schwattkopp; er war dem Schmerz zuvorgekommen.

Etliche fanden ihn wehleidig, wurden ungeduldig; sie hätten nicht alle Tage Zeit. Er solle doch bitte loslegen! Solche Leute ahnten nicht, daß, was sie einmal forderten, er schon ein dutzendmal an demselben Tage erlebt.

Nein — Schwattkopp sah es —, das stumpfte nicht ab, sondern summierte sich: als Nervosität. Als nervöse Ueberreizung. Schwattkopp gewöhnte sich daran, Unliebsames abzuschieben. Eiterungen. Weisheitszähne. Und „hysterische“ Frauen.

Aber er schwitzte immer noch. Wenn er mitten in der Hantierung abbrach und die Leute fragten: „Was ist?“ zuckten ihm die Lider. Das war der Reflex. Der Reflex, der sich nicht am Organismus des Patienten ausließ, sondern sich auf den Doktor übertrug. Jede Empfindung strahlte aus, strahlte auf ihn herüber. Jeden Zahn, den er plombierte, bohrte er sich in den eigenen Leib. Jeder Stumpen, den er auszog, riß ihm selbst ein blutiges Loch.

Dieser Zahnarzt, dem zweihundert Menschen schwarz auf weiß bestätigt hätten, daß er schmerzlos operiere, operierte unter Schmerzen.. Wenn sich nur ein Mund auftat, fühlte er sich schon verschlungen. Fand er, wenn er einen großen Bogen um die Arbeitsstätte gemacht, sein beliebtes Wartezimmer voll dringlicher Patienten, fuhr ihm der elektrische Ruck durch sämtliche Glieder bis in die große Zehe. Eines Freitags morgens nahm das groteske Formen an. Schwattkopp trieb sich auf den Weg, Sprechstunde zu halten. Aber er brachte den Mut nicht auf, schnurstracks hinzugehen. Also kreiste er auch diesmal erst um ein paar Querstraßen. Eine Dame war bestellt, die anstelle des rechten Augenzahnes einen Stiftzahn bekommen sollte.

Schwattkopp fühlte diesen Stiftzahn. Er tat ihm weh.

Schwattkopp hatte richtig Zahnweh von dem Stiftzahn jener Dame. Widerlichen Schmerz. Schwattkopp wußte, daß nichts anderes helfen werde, als ihr das bißchen Schmerz zu tun. Lächerlich wenig Schmerz. Gut. Er ging. Es mußte sein. Er überquerte die Straße.

„Dr. med. dent. Schwattkopp“, las er sein Schild.

Da bekam er Angst. Da bekam er wieder die Angst, diese sinnlos dumme Angst, die viel schlimmer ist als Schmerz, weil sie den Schmerz verewigt.

Schwattkopp kratzte sich hinterm Ohr und begann zu schwitzen. Er sah sich um.

Niemand hatte ihn bemerkt, niemand würde ihn hindern.

Schwattkopp lächelte verträumt. Und kehrte sich ab. Mit der nächsten Trambahn fuhr er schleunigst nach dem Bahnhof und verreiste spurlos.

—⊡—

## Zweitausend Dollar

Skizze von K. H. Waggerl-Wagram.

Mein Freund Frank ist ein Dummkopf, gewiß, obgleich Sie natürlich sagen werden, es spreche nur der Neid aus mir.

Ich hatte ihn zuletzt vor fünf Jahren in den Staaten getroffen, irgendwo zwischen den Lagerhäusern eines Hafens, er trug damals ein blau gestreiftes Matrosenleibchen, verstehen Sie, er sah aus — nun, wie eben ein Mensch in den Staaten aussieht, wenn er anfängt, weg zu sacken. Nun aber saß ich neben ihm in seinem Kraftwagen, in einem erstklassigen Fahrzeug, und nun hatte ich meinerseits Ursache, den Hemdkragen nicht allzu sehr zu zeigen. Wir fuhren nach Colbourg, ich nahm eine Stelle bei Frank.

„Er ist blau, mein Wagen“, sagte Frank, „verstehst Du? Daisy liebt dieses Blau.“

„Wer ist Daisy?“

„Ja, warte einmal, — stop! —“ Der Wagen glitt durch die letzten Straßen der Stadt hinaus in das offene Land.

„Ich bin damals“, begann Frank wieder mit einer Gemütsruhe, die ich niemals begreifen werde, „nach Kalifornien gegangen. Es war nicht ganz leicht, ein paarmal wurde ich abgefaßt, aber dann glückte es. Das heißt, ich fand einen besoffenen Bremser, waggonierte ihn aus und fuhr los, an seiner Stelle. Es ist merkwürdig, immer habe ich mit Besoffenen Glück gehabt.

Ja, und dann war ich in Kalifornien, in einer Stadt, oder was man dort so nennt. Etliche Baracken, dazwischen ein regelmäßiges System von Drecklachen, eine Bar und eine Bank. Dazu eine Herde von Banditen, Goldgräbern, Himmel, was waren dort für Kerle beisammen! Es ging mir nicht gut. Ich wusch Gläser, ich nagelte Kisten zusammen, und eine Zeitlang vertrieb ich mir den Hunger damit, daß ich in der Bar deutsche Lieder sang, der Herr strafe mich, — das Heidenröslein und so allerlei.

„Schön, aber wie war es also mit Daisy?“

„Ja warte nur, Daisy. Ich sagte Dir schon, es gab eine Bank in New City, und dort saß sie im Kontor. Wie soll ich Dir das nur erklären, mitten in diesem Schmutzhaufen, wo selbst die Erde räudig war, wo alles stank und im Unflat erstickte, da gab es dieses Mädchen, blond, lustig, sauber. Es war kein Mann in der Stadt, der nicht hinter ihr hergelaufen wäre. Ich hatte meinerseits Eile, mich in Daisy zu verlieben, es fehlte mir weder an Zeit noch an Temperament, dafür aber an allem, was sonst in solchen Fällen nötig ist. Ich hatte nichts zu verlieren, also wagte ich etwas, und, holla! ich hatte Glück. Ein paar Tage lang begleitete ich Daisy, wenn sie zum Essen ging. Dann gewann ich eine Handvoll Geld im Spiel, und wir machten einen Ausflug nach den Seen.

„Küssen? Nein. Aber als wir heimfuhren, fragte ich kurzerhand, ob sie mich möge. — Mögen? „O ja, sehr gern“, sagte Daisy, „wie meinen Sie das?“

So: — ob sie mich liebem? — „Ja, auch das“. — „Gut,“ erklärte ich mutig, „dann heiraten wir!“ Daisy sah mich an. „Nein“, sagte sie ernsthaft, „nein, Frank. — Sie arbeiten ja nicht.“

Von nun an hatte ich immer Geld, ich verdiente es auf einfache Weise, indem ich wartete, bis meine Rivalen so weit betrunken waren, daß ich beim Spiel gewinnen konnte. Dann lud ich Daisy wieder ein, — Urlaub, zwei Tage über Land. Aber Daisy wies mich ab, nein, diesmal konnte sie nicht, sie hatte sich verabredet, mit Chesterton. Der war Filialleiter der Bank, kein übler Bursche, aber was für ein Gel!

Das waren schlimme Zeiten für mich, mein Freund, böse Tage. Ich gewann nicht mehr im Spiel, ich war selbst betrunken. Als Daisy zurück kam, ging ich zu ihr. „Nochmals, Daisy“, bat ich verzweifelt, „heiraten wir!“

„Nein, Frank, wo haben Sie denn Ihren Verstand? Heiraten kostet doch Geld!“

„Wieviel Geld?“ fragte ich.

„Nun, für die Wohnung, für den Haushalt, für allerlei. 2000 Dollar doch wenigstens!“

„Gut. — Wenn ich 2000 Dollar habe, dann heiraten wir?“

„Ja, Frank, aber Sie haben doch nicht einen Dollar!“

„Also dann heiraten wir?“

Daisy sah mich ernsthaft an. „Sie sind vielleicht nicht so übel, Frank, nein, wirklich nicht. Sie könnten das einmal versuchen, mit den 2000, dann reden wir wieder davon.“

„Gemacht.“ Ich sah mich ein wenig in New City um, mit anderen Augen, versteht sich, mit 2000 Dollar-Augen. Nach drei Tagen ging ich zu Daisy. „Können Sie mir hundert Dollar leihen“, fragte ich, „ohne Sicherstellung, aber zu so und so viel Prozent?“ — „Wozu?“ — „Ich will anfangen.“

Daisy gab mir das Geld. Sie ist ein unvergleichliches Frauenzimmer. Und ich fing an, siehst Du, ich kaufte die Schmiede in New City. Sie war die wirkliche Goldgrube in dieser verfluchten Gegend, auch der Schmied ein tüchtiger Bursche, aber er trank zu viel. Zunächst gewöhnte ich ihm das ab, das heißt, ich gab ihm eine Mischung, die er gerade noch aushalten konnte, und die Zeit, während der er darauf nüchtern blieb, genügte, um mit der Arbeit vorwärts zu kommen. Schließlich war er so weit, daß ich fort reiten konnte, um mir ein Lager einzurichten. In drei Monaten hatte ich 400 Dollar zusammen geschunden, dafür kaufte ich Werkzeug und Maschinen. Ich grub nicht selbst auf Gold. Aber ich ging hinaus und sah zu, wie meine Maschinen arbeiten. Ja, ich machte die Augen auf, und wo ich hinsah, war Daisy, winkte ein Dollar. Es gelang mir, ein paar kleine Verbesserungen auszudenken, nichts Großartiges natürlich, aber immerhin . . . Zuerst machten wir diese Dinge selbst in unserer Werkstatt, und damit schlugen wir die Konkurrenz. Es gab nur noch Frankmaschinen in New City. Allmählich mußte ich daran denken, Patente zu nehmen und meinen Handel weiter auszudehnen. Im fünfzehnten Monat hatte ich elfhundert und vierzig Dollar bar, ich ging hin, um mein Betriebskapital zurück zu zahlen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Daisy nicht mehr in New City wohnte, ich hatte das im Eifer der Geschäfte ganz übersehen. Sie war ins Hauptkontor versetzt worden, sagte man mir, auch Chesterton, na meinetwegen.

Ich ließ den Kopf nicht hängen, aber es schien mir doch von Vorteil, das Tempo noch ein bißchen zu beschleunigen. Auf diese Weise brauchte ich nur knapp sechs Monate für das zweite Tausend. Ich hätte nun gut in die Stadt fahren können, alles war in Ordnung, aber siehst du, ich fuhr nicht. Ich war damals prächtig in Form, und außerdem, ich hatte eigentlich gerade nicht viel Zeit übrig für eine Reise.

Genug. Ich war gut für elftausend Dollar, als ich endlich im Hauptkontor von Chesterton, na meinetwegen.

## Die Nachtigall

Zur Nachtzeit schlug die Nachtigall
Im Ahornbaum vor meiner Tür.
Das klang so wunderfüß herauf,
Daß ich aus Träumen wachte auf
Und trat herfür.

Und Wünsche, die mein Herz begrub,
Sie rüttelten am Grabestor.
Und eine Stimme, deren Laut
In Glückes Tagen mir vertraut,
Rang sich empor.

Doch als ich traurig hob den Blick,
Da flammte schon das Morgenrot. —
Im Baume schwieg die Nachtigall,
Und leis versank mein Wünschen all
Zurück in Tod — — —

Albert Korn.